

Ulrike Diekmann CPS

Sr. Ulrike Diekmann, Missionsschwester vom Kostbaren Blut, wirkte fast 20 Jahre in Südafrika, wo sie unter anderem als Lehrerin, HIV-Beraterin und klinische Psychologin mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen sowie mit Frauen und Aidspatienten arbeitete. Seit 2015 ist sie als Schulpsychologin im Missionsgymnasium der Mariannahiller Patres in Maria Veen tätig und ist pastorale Mitarbeiterin der Diözese Osnabrück mit Aufgaben in Fortbildung und Seelsorge.



Ulrike Diekmann CPS

Frauen nach der Apartheid in Südafrika – zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit

„*Es scheint immer unmöglich, bis es vollbracht ist.*“ – Nelson Mandela

1994 waren diese Worte für Südafrika Wirklichkeit geworden. ... *bis es vollbracht ist* – ein fast aussichtslos erscheinender Kampf gegen Ungerechtigkeit und Diskriminierung, Gewalt und Unterdrückung triumphierte in der ersten demokratischen Wahl der sich formierenden Regenbogennation. Kilometerlange Schlangen von geduldigen Menschen sammelten sich vor den Wahlurnen. Menschen wollten „das“ Kreuz setzen, um so, vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben, mit ihrer Stimme gehört zu werden. In den Straßen, in den Häusern, auf Feldern und in Minen – überall pulsierte die Hoffnung auf Gleichberechtigung, auf „gleiche Chancen für alle“, auf eine bessere Zukunft. Menschen standen in den Startlöchern, bereit in das „Neue“

einzutreten – und viele Frauen hofften, dass sich ihnen dank eines unbegrenzten Zugangs zu Schulen und Ausbildung auch bisher ungeahnte Möglichkeiten zur Gestaltung ihres Lebens auftun würden. Doch sie erfahren immer wieder, dass das Leben allzu oft eine Gratwanderung zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit bleibt.

Wer sind diese Frauen eigentlich?

Frauen in Südafrika – vielleicht fallen einem da Namen wie *Winnie Madikizela Mandela* oder *Nkosazana Dlamini-Zuma* ein, beides aktive Politikerinnen für ihr Land. Vielleicht erinnert man sich auch an *Caster Semenya*, die Leichtathletin, oder *Miriam Mignetteakeba*, die berühmte Sängerin, auch *Mama Afrika* genannt? Es gibt sie, die

Frauen Südafrikas, denen es trotz Widrigkeiten in ihrem Leben und sozialen Umfeld gelungen ist, ihre Hoffnungen Gestalt annehmen zu lassen.

Repräsentieren sie aber die vielen unbekannteren, anonymen Frauen, deren Namen eben nicht als Pressenotiz in den Medien erscheinen? Und sind sie wirklich ein Beweis dafür, dass in Südafrika das, was unmöglich erscheint, möglich werden kann?

Wer ist sie heute, „die Frau“ von Südafrika? Sie lebt als Mutter oder Single in einer der mehr als dreizehn kulturellen Gruppierungen im Land. Sie lebt auf dem Land, aber auch in den Großstädten wie Johannesburg, Kapstadt und Durban. Sie plagt sich auf den Feldern und in Haushalten, beim Verkauf von Waren auf der Straße aber auch in gut bezahlten Jobs der unterschiedlichsten Berufssparten. Sie wird respektiert, aber auch misshandelt. Sie hofft, oft auch entgegen aller Hoffnung, aber hat auch aufgegeben und sich der Hoffnungslosigkeit hingegen.

Einige ihrer Geschichten möchte ich hier erzählen, Frauen, denen ich in meinen fast 20 Jahren in Südafrika begegnet bin und die mich in ihrer Gratwanderung zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit tief berührt haben.

Maria

Maria, eine einfache Frau und gute Katholikin, die gute Leistungen in der Schule brachte, aber die Schule verließ, als sie den „Mann ihres Lebens“ kennenlernte. Immer schon war ihr Wunsch gewesen, eine gute Familie zu gründen. Und das tat sie auch. Mittlerweile verwitwet ist sie dankbar für ihre Kinder und Enkel, wenn auch Alkoholismus

und AIDS ihre Schatten im Familiensystem werfen. Unermüdlich engagiert sie sich in der Kirche, aber auch in einem Frauenprogramm, und hat die Türen ihres einfachen Backsteinhauses für Kinder aus Problemfamilien offen.

Es gibt auch heute Frauen wie Maria in Südafrika, deren einziger Wunsch ist, im traditionellen Verständnis ihres Stammes oder ihrer Religion Frau und Mutter zu sein. Für sie ist keine Berufsausbildung, manchmal noch nicht einmal ein Schulbesuch für ihr Lebensglück notwendig. Ihre Freude wächst allein aus der Erfüllung der an sie gerichteten Rollenansprüche. Sie besucht zwar die Schule, erfüllt damit die staatlich festgelegte Schulpflicht und geht in die Statistik als Beweis ein, dass mehr Mädchen in südafrikanischen Schulen eingeschult werden als Jungen, aber oft verlässt sie den schulischen Weg vor dem offiziellen Schulabschluss. Diese Frauen leben ihre Hoffnung. Für mich ist klar - das ist ihre Entscheidung, selbst wenn es sich vielleicht aus feministischer Sicht „falsch“ anfühlt?!

Nobi

Auch Nobi, eine junge Xhosa-Frau, die ich kennenlernte, als ich noch an einer Schule unterrichtete, landete zu guter Letzt in der traditionellen Rolle von Frau, Schwiegertochter und Mutter. Aber das war nie die Idee ihres Lebens gewesen. Sie hatte Träume, strengte sich schulisch an und arbeitete auf einen guten Abschluss zu. Dann wurde sie von einem Mann bei Nacht und Nebel „gestohlen“, das heißt entführt, vergewaltigt und zwangsverheiratet. Alle Versuche, dieser Wirklichkeit zu entfliehen, scheiterten, denn der Mann

konnte sich auf die Traditionen ihrer Kultur berufen. Daran wagte niemand zu rütteln, auch nicht die Polizisten, die um Hilfe gebeten wurden, weil sie in dem Moment traditionelle Regelungen über die Gesetze von Südafrika stellten. So seltsam sich für uns diese Geschichte auch anhören mag, es gibt Frauen, die solche Erfahrungen machen. Die Verfassung von Südafrika und der Gesetzesrahmen verspricht Freiheit, persönliche Entscheidungsfähigkeit. Aber trotz dieser Paragraphen und der darin festgeschriebenen Rechte greift das Gesetz nicht immer. Frauen in Südafrika sind auch noch heute oft machtlos. Sie können den Direktiven ihrer eigenen Tradition nicht entfliehen. Sie werden in Ehen und Rollen hineingezwungen. Sie erleben Vergewaltigungen und schwere Misshandlungen – und der Staat fühlt sich oft überfordert, die Rechte dieser Frauen einzuklagen. Initiativen vieler NGOs (nicht-staatliche Organisationen), aber auch verschiedener Ministerien versuchen, dem entgegenzuwirken, aber oft bleiben die Hoffnungen von Frauen auf der Strecke.

Andiswa

Andiswa ist eine junge Frau, die in einer von Landwirtschaft geprägten Gegend groß geworden ist und sich nun als Zuckerrohrarbeiterin ihren Unterhalt verdient, wie schon ihre Eltern vor ihr. Es ist eine schmutzige und ermüdende Arbeit, die nur ein Leben am Rande des Existenzminimums erlaubt. Als Kind ging sie in die Schule. Das bedeutete aber, jeden Tag viele Kilometer zur Schule zu laufen, oft barfuß und ohne etwas gegessen zu haben. Ihre Schule war klein, die Klassen aber groß. Bis zu

60 Kinder hockten in Räumen ohne Fensterscheiben. Nicht jedes hatte einen Stift oder Papier. Auch Schulmaterialien fehlten. Letztlich schaffte sie den Abschluss an dieser Schule, aber danach saß sie zuhause fest.

Frauen wie Andiswa werden in ein Milieu hineingeboren, das mögliche Aspirationen auf ein besseres Leben, vielleicht auch auf einen Traumjob, schnell unrealistisch aussehen lassen. Sie werden in Armut hineingeboren und schaffen es nicht, sich dieser – auch trotz Schulausbildung – zu entziehen, denn die Qualität ihres Abschlusses ist oft bedingt durch die schulisch defizitäre Infrastruktur schlecht und somit sind sie, wenn es um Ausbildungsstellen geht, nicht wettbewerbsfähig. Auch Versuche, wie zum Beispiel des katholischen Schulbüros von KwaZulu Natal, mit dem ich viel bei Fortbildungen für Lehrer/innen der ländlichen Schulen gearbeitet habe, fruchten nicht viel. Zwar möchten die Lehrenden den Kindern bei einer ganzheitlichen Entwicklung unterstützend zur Seite stehen, aber das ersetzt nicht fehlende Lernmaterialien. Selbst wohlgemeinte Spenden von Computern erweisen sich nicht als hilfreich, wenn es in der Nähe keine Fachkräfte für Reparaturen gibt oder systematische Stromunterbrechungen des Energiekonzerns zwar Strom sparen mag, aber Schulen den Zugang zu wichtigen Lernmedien blockiert.

Duduzile

Andiswas Nachbarin Duduzile sowie ihre fünf Geschwister gingen erst gar nicht in die Schule. Ihre alleinerziehende Mutter hätte sie gerne geschickt, aber obwohl in Südafrika Schule für alle

kostenlos ist, konnte sie das Geld für die Schuluniformen, nötigen Materialien sowie Fahrten mit dem Bus nicht aufbringen. Durch ihren Toilettenputz-Job verdiente sie gerade genug zum Überleben. Aber in ihrer Nachbarschaft, einem Slum-Gebiet, fallen Kinder, die nicht zur Schule gehen, nicht auf. Erst mit 12 Jahren traf Duduzile eine meiner Mitschwestern, die sie über ein alternatives Schulprogramm in eine reguläre Schule integrierte. Trotz ihres Alters musste sie zurück in die 2. Klasse und schaffte auch irgendwie ihren Schulabschluss. Was sie auch an Hoffnungen und Träumen gehabt haben mag, irgendwann ging es für sie nicht weiter.

Für Frauen wie Duduzile mag eine Schulausbildung trotz aller sozialen Widrigkeiten möglich sein, aber das heißt in Südafrika auf keinen Fall, dass sie danach alles mit und aus ihrem Leben machen können. Berufliche Träume können geträumt werden, aber für die Umsetzung braucht es finanzielle Mittel, die der Staat für Studien an Universitäten eben nicht stellt, die auch Firmen und Unternehmen nicht bei Berufsausbildungen übernehmen. Die Kosten werden den Familien in Rechnung gestellt, die diese nicht tragen können. Und wenn junge Frauen finanzielle Hilfe von Universitäten oder technischen Schulen bekommen, können diese – so meine Erfahrung von meiner Arbeit im ehemaligen Studentenberatungszentrum der Universität von Natal – die Regularien und akademischen Leistungserwartungen schon im ersten Semester oft nicht erfüllen. Hoffnungen nicht nur der Frauen, sondern manchmal auch der ganzen Familie, dass mit der weiterführenden Ausbildung ein gutbezahlter Job und finanzielle Si-

cherheit für die ganze Familie folgen, zerplatzen wie Seifenblasen. Zurück bleiben oft nur emotional gebrochene Menschen.

Precious

Precious war eine junge, vom Leben begeisterte Zulu-Frau. Auf ihrer Schule schaffte sie es, mit einer gewissen Leichtigkeit den hohen Anforderungen gerecht zu werden, musste aber die Schule mit 16 Jahren verlassen. Sie war schwanger geworden und hatte begonnen, gegen ihre Eltern zu rebellieren. Sie wollte nur noch „das Leben genießen“ mit Partys, stetig wechselnden Männern und dem Gefühl der Freiheit. Als ich sie das letzte Mal sah, lag sie allein und verlassen in einem RDP-Haus (vom Staat gesponserte Häuser des „Rural Development Programms“), gezeichnet von AIDS. Ein junges Leben früh am Ende.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Es gibt viele Frauen wie Precious im heutigen Südafrika. Angespornt von Medienreportagen, von Modeerscheinungen sowie einer zunehmend westlich geprägten Lebensweise suchen sie Vergnügen, das einfache Leben ohne Verantwortung und nur mit Spaß. Das Materielle lockt. Und dazu braucht es Geld, nicht unbedingt einen Job. Auffällig viele junge Frauen, auch im

schulpflichtigen Alter, werden in Südafrika schwanger und unterbrechen deshalb ihre Schulausbildung, oft um nie wieder einen Fuß in ein Klassenzimmer zu setzen. Sie vertrauen dabei auf die Kaufkraft des staatlichen „Kindergeldes“ (*childcare grant*), das ihnen ihren erhofften Lebensstil sowie ihre Wünsche finanzieren soll. Das Kind hat nichts davon, wird im Verwandtenkreis untergebracht. Neue Partnerschaften folgen, auch mit *Sugar Daddys* (ältere Männer, die für sexuelle Gegenleistungen Frauen in ihr Haus aufnehmen) und HIV ist nicht selten die Folge. HIV diskriminiert nicht, denn HIV trifft auch jene Frauen, die noch zur Schule gehen oder erfolgreich in die Arbeitswelt eingestiegen sind. In Südafrika, und genauer genommen in KwaZulu Natal, der Provinz, wo ich als HIV-Beraterin tätig war, gibt es die höchste HIV-Infektionsrate der Welt und wir wissen, dass es die Frauen sind, die am meisten betroffen sind. Es gibt gute Aufklärungsprogramme und medizinische Interventionen, aber der Virus rafft das Leben vieler Frauen dahin. Schon im HIV-Status verlieren sie die Kraft zur Arbeit und somit bald ihre finanzielle Eigenständigkeit. Berufsleben wird unmöglich, Entlassungen folgen aufgrund zu langer Krankheitsphasen. Und wer gehofft hat, die eigenen Kinder als Erwachsene zu erleben, muss auch diese Hoffnung mit sich begraben lassen.

Mary

Für Mary, eines der 14 Kinder ihrer Mutter aus zwei Ehen, war das Leben schwer, denn in einem armen Zulu-Haushalt lassen sich nicht leicht so viele Münder stopfen. Mary war aber

eine motivierte und engagierte junge Frau mit Intelligenz und Träumen, etwas, was die Mutter erkannte. So wählte sie Mary als einzige Tochter aus, die eine gute Schulausbildung auf einem einfachen Internat genießen sollte. Die anderen Kinder schickte sie auf die örtliche Schule. Mary war sich der Verantwortung dieser Entscheidung bewusst. Nicht nur an der Schule, auch später während ihrer Berufsausbildung, die sie selbst finanzierte, engagierte sie sich. Dabei zog sie ihren Sohn alleine groß und unterstützte Mitglieder ihrer großen Familie finanziell in deren Ausbildungen. Nach vielen, vielen Jahren hatte sie es endlich geschafft. Sie hatte ihren Traumberuf erreicht und eröffnete ihre eigene Therapiepraxis als Psychologin.

Es gibt sie, Frauen wie Mary auch heute in Südafrika. Sie wagen alles und schaffen es, sich über alle Begrenzungen ihres Alltags und ihres sozialen Umfelds hinwegzusetzen, weil ihnen ihre Intelligenz und ihre Motivation helfen, ihre Träume, wenn auch über lange Zeit hin, in eine erhoffte Wirklichkeit zu übersetzen. Das hat aber nicht selten soziale Anfeindungen zur Folge. Als Frau mit solchen inneren Haltungen wie Disziplin und Engagement werden sie schnell zur „weißen Kokosnuss“ abgestempelt, das heißt, als außen schwarz und innen weiß angesehen. Auch Familienmitglieder kommen nicht immer mit solchen Erfolgen klar. Erwartungshaltungen steigen. Neid entsteht. Und bisweilen lehnen sich, wie in der Familie von Mary, einzelne zurück und verlangen, dass die Erfolgreichen Verantwortung für alles übernehmen. Und da bleibt es immer eine Herausforderung, sich nicht in Mitleidsfallen gefangen nehmen zu lassen und so die eigenen Hoffnungen zu kompromittieren.

Nicole

Nicole – mit diesem Namen meine ich bei meiner letzten Geschichte all jene Frauen Südafrikas, welcher kulturellen Gruppe auch immer, die aus finanziell stabilen Familien kommen und sich dank dieser guten Bedingungen schulisch auf den Weg zur Verwirklichung ihrer Träume machen können und es auch tun. Es folgt ein klarer Weg: gute Grundschule, weiterführende Schule, Studium oder auch Ausbildung in der erwünschten Berufssparte, weil die Eltern es sich finanziell erlauben können, die damit verbundenen Rechnungen zu bezahlen.

Ja, diese und viele andere Frauen in Südafrika, können ihre Träume und Hoffnungen umsetzen und das vielleicht nicht nur, weil sie finanziell gut gestellt sind. Diese Frauen landen in ihrem so erwünschten und ersehnten Beruf, ob in Wirtschaft oder im Finanzwesen, ob im medizinischen oder politischen Feld – soweit ihnen, bedingt durch die Politik des Nachteilenausgleichs¹, ihr eigener kultureller Hintergrund keinen Strich durch die Rechnung macht. Und es ist wirklich auffällig, dass in Südafrika die Zahl von Frauen in Führungsrollen, auch in der Politik, stark zugenommen hat. Sie haben es geschafft, aus ihrem „Ich hoffe“ ein „Es ist vollbracht“ zu machen.

Noch einige Gedanken

In Südafrika geht für die Frauen die Gratwanderung zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit weiter. Der Staat hat in der wohl liberalsten Verfassung der heutigen Zeit die Rechte für alle Menschen von Südafrika klar umschrieben. Die Würde eines jeden Menschen ist ge-

schützt. Gleiche Rechte gelten für alle, ob Mann oder Frau, welcher kulturellen Gruppe auch zugehörig, ob arm oder reich. Gesetze im Bereich Erziehung garantieren das Recht auf kostenlose Erziehung bis zur 12. Klasse sowie Zugang zu weiterführenden Ausbildungsebenen. Curricula und Standards sind gesetzt. Behandlung am Arbeitsplatz muss nach dem Prinzip der Gleichheit geschehen. Die Liste von konkreten Entscheidungen und Aktionen der Regierung, sowohl national und lokal, ist endlos und zeigt, dass sie die Hoffnungen der 1994 Wahl ernstnehmen. Es soll gleiche Chancen für alle geben. Aber es muss auch gesagt werden, dass die Situation vieler Frauen in Südafrika komplex ist. Sie ist geprägt von sozialen Faktoren, strukturellen Wirklichkeiten, systemischen Problematiken, traditionellen/kulturellen Sichtweisen, aber auch persönlichen Merkmalen, die sich nicht so einfach auseinanderdividieren lassen. Sie sind es, die es für diese Frauen schwierig macht, leichten Schrittes in die Hoffnung zu gehen. Und: Sie erschweren die Arbeit an konstruktiven Korrekturansätzen.

Was bleibt? Es bleiben die Frauen. Es bleibt ihre Hoffnung. Es bleibt ihr Ringen, das Unmögliche möglich werden zu lassen. Und es bleiben all jene, die bereit sind, mit diesen Frauen die Gratwanderung zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit weiter zu wagen, getragen von dem Geist, in dem das 1994 Geschehene gefeiert wurde, das bezeugte: „Es scheint immer unmöglich, bis es vollbracht ist.“

.....

1 Auch „Affirmative Action“ genannt – ein Prinzip, das gezielt die Interessen der unter der Apartheid benachteiligten Menschen fördern möchte.